

Laibacher Tagblatt.

Redaction und Expedition: Bahnhofgasse Nr. 15

Nr. 178.

Pränumerationspreise:
für Laibach: Ganzl. N. 8 40;
Rustellung im Hause wöchl. 25 fr.
Mit der Post: Ganzjährl. N. 12.

Dinstag, 5. August 1879. — Morgen: Verkl. Jesu.

Insertionspreise: Ein-
blattige Petitzeile à 4 fr., bei
Wiederholungen à 3 fr. An-
zeigen bis 6 Zeilen 20 fr. 12. Jahrg.

Laibach, 5. August.

Es ist als eine nicht genug beklagenswerthe Erscheinung des österreichischen Parteilebens zu bezeichnen, daß in vielen Fällen rein politische Differenzen auf das Gebiet des Privatlebens übertragen werden, um dort unter dem Einflusse einer rücksichtslosen Gehässigkeit Stoff und Anlaß zu den unerquicklichsten Invektiven zu geben. Wir mißbilligen ein solches Vorgehen selbst dann, wo das Privatleben der betreffenden politischen Persönlichkeit in der That einzelne verwundbare Stellen bietet. Denn im günstigsten Falle wird durch das Herüberzerren politischer Streitfragen auf den Boden des Personalhaders die ruhige Auseinandersetzung über den ursprünglichen Gegenstand des Streites unmöglich gemacht. Leider bleibt man aber in den meisten Fällen dieser Art nicht bei der Wahrheit stehen, sondern läßt sich durch die einmal wachgerufene Leidenschaft des Hantes zu Behauptungen hinreißen, die schon im Privatverkehr als Verleumdungen zu bezeichnen sind, die aber dann, wenn sie durch die Organe der Oeffentlichkeit ihren Weg in weitere Kreise finden, geradezu als frevelhafter Mißbrauch und als verabscheuungswürdige Ausnützung der Presse zur Befriedigung des persönlichen Rachedurstes gebrandmarkt werden müssen.

Das Gesagte mag genügen, um die Haltung zu rechtfertigen, welche das „Tagblatt“ in einer Angelegenheit einnehmen muß, deren Erörterung wir gerne aus dem Wege gehen würden, wenn nicht das öffentliche Interesse an der Sicherheit der Ehre unserer Mitbürger uns die Pflicht auferlegte, auf eine der häßlichsten Episoden des letzten Wahlkampfes zurückkommen zu müssen. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die wenig ehrenhafte Methode der Verdächtigungen zu charakterisieren, durch welche einzelne besonders erbitterte Wortführer der Gegenpartei den verfassungstreuen

Beamten unmöglich zu machen suchen. Diese Thatsache ist hinlänglich bekannt und bedarf keiner weiteren Beweise. Doch ein Fall, wie er in Idria vorliegt, dürfte selbst in den Annalen der erbittertesten Parteikämpfe um so mehr zur Seltenheit gehören, als der Mann, gegen welchen der Bürgermeister von Idria, Herr Valentin Treven, seine im „Slovenski Narod“ vom 5. Juli enthaltenen Angriffe richtete, sich durch seine Thätigkeit und sein Wirken für das Wohl der Gemeinde alles andere eher, aber nur nicht den Vorwurf verdient hat, daß er bei seinem Thun und Lassen das Gemeinwesen von Idria geschädigt habe, welches den Vergrath Herrn Onderka schon seit einer Reihe von Jahren zu seinen verdienstvollsten und uneigennützigsten Mitgliedern zählt. Doch Baurath Onderka gehört der Verfassungspartei an, und dieser Umstand genügt, um gegen ihn die ganze Wuth einer Partei zu entfesseln, welche ihre Berechtigung zur Leitung der Gemeinde einzig und allein dadurch zu bekräftigen sucht, daß sie den hervorragenden Männern der früheren verfassungstreuen Majorität im Gemeinderathe von Idria die böswilligsten Anschuldigungen ins Antlitz schleudert. Insbesondere hat es der jetzige Bürgermeister von Idria, Herr Treven, nicht unter seiner Manneswürde gehalten, eine Serie von aufreizenden Vorwürfen zu veröffentlichen, welche offenbar nur den Zweck haben, den verfassungstreuen Beamten der öffentlichen Verachtung preiszugeben. Wir haben keinen Ausdruck für dieses Gebahren eines Mannes, welcher doch berufen sein sollte, die Gemeinde von Idria nach außen hin zu vertreten, während er in Wirklichkeit nichts Besseres zu thun weiß, als mit erfundenen Verdächtigungen der gemeinsten Art den Charakter eines Ehrenmannes zu beschmutzen. Lassen wir übrigens die Thatsachen selbst reden!

In der bereits erwähnten Nummer des „Slov. Narod“ vom 5. Juli erschien ein vom Bürger-

meister Treven unterzeichneter „Offener Brief an die Idrianer Reichsrathswähler“, in welchem an die Wahlbürger von Idria die Frage gestellt wird, ob ein Mann ihres Vertrauens werth sei, der so wie Onderka den armen Leuten hohe Taxen für seine Bethheiligung an Kommissionen aufrechnete, um hinterher diese ungesetzlich erhobenen Gebühren armen Schulkindern zuzuwenden und sich für diese Mißthätigkeit eigenhändig Weibrauch zu streuen. Ferner wird Herr Onderka indirekt beschuldigt, durch eine Weinlieferung zu dem vor mehreren Jahren abgehaltenen Kaiserfeste sich einen erheblichen Profit zugewendet zu haben, während mehrere Personen in Folge des von ihm gelieferten Kunstweines bedenklich erkrankt sein sollen. Nicht genug damit, daß Ehren-Treven seinen politischen Gegner als einen Feind der armen Grubenarbeiter, als einen ehrgeizigen und habgierigen Speculanten hinstellt, wird ihm noch vorgeworfen, daß er die Gemeinde geschädigt habe, indem er als Bauleiter bei dem Baue des neuen Schulhauses das Material der Grundaushubungen in die Idria schütten ließ, während er der Gemeinde dadurch einen großen Nutzen bringen konnte, wenn er diese Fuhren zur Anschüttung des Friedhofes verwendet hätte, deren Bewerkstellung späterhin mit großen Geldopfern verbunden war. Ebenso ist es nach der Darstellung des Herrn Treven ein Kapitalverbrechen gewesen, daß Herr Onderka das von Herrn Kaučić für den Spitalfond gespendete Kapital von 8000 fl. dem Spitalfonde der Werkbruderkasse und nicht der Gemeinde zuwendete, daß er als Obmann des Bezirksstrafenausschusses durch die Straßenvertheilung die Interessen der Stadt Idria schädigte und nicht eher Ruhe fand, bis der Liebling der Idrianer, Dr. Jenko, die Stadt verlassen mußte. — — —

Als uns dieses Sammelsurium von Vorwürfen zu Gesicht kam, waren wir keinen Augenblick im Zweifel, daß es sich hier um ein künst-

Feuilleton.

Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben.

Roman von F. Klind.

(Fortsetzung.)

„Halte dich nur für ganz so schlecht, wie es dir beliebt, mein Kind,“ sagte Graf Horn spottend, „den Beweis dafür wirst du bald genug in Händen haben. Nimm' nur getrost an, daß du nichts von mir zu erwarten hast, als allenfalls ein jährliches Einkommen, welches dich in den Stand setzt, auch ohne dein eigenes Vermögen anständig zu leben, dann wirst du ungefähr das Richtige getroffen haben. Ich vollende alles, was ich anfange, so höre denn, ich gebe nichts auf den Schein von Rechtlichkeit, mit welchem sich eine gewisse Art von Leuten zu umgeben pflegt. Im Grunde genommen taugt die ganze Menschheit nichts und ist ein kein Haar besser als ich, nur weiß sie ebenfalls besser den Schein zu wahren. Das merke dir! Du wirst nicht verlangen, daß ich jedes hübsche Mädchen, das mir in den Weg

kommt, heiraten soll, und wärest du nicht so außerordentlich eigensinnig gewesen, so hätte ich nicht nöthig gehabt, diese Komödie aufzuführen, die nun doch kein anderes Ende nimmt, als eben eine Liebchaft genommen hätte. Nur noch eins ist dem beizufügen. Du hast dich sehr gut in die Rolle, hier einst Frau Gräfin zu spielen, hineingefunden und —“

„Jetzt ist's genug, Herr Graf,“ unterbrach ihn Helene, sich stolz aufrichtend und ihn fest und durchdringend ansehend. „Ja, bei Gott, Sie sind schlecht, schlechter als ich fürchtete, und dies soll meinen Muth, mit welchem ich Ihnen gegenüber trete, nur stärken. Thun Sie alles, was Ihnen beliebt, ich kann Ihnen das nicht wehren, denn Bitten und Flehen wäre bei Ihnen wahrhaftig schlecht angebracht. Nur geben Sie mich frei. Was nützt es Ihnen, mich hier festzuhalten, bis meine Freunde mich aus der unfreiwilligen Gefangenschaft befreien?“

„Du sollst frei sein, sei unbesorgt, nur möchte ich zuvor noch ein vernünftiges Wort mit dir reden. Ich will dir jetzt reinen Wein einschenken, damit du in die Verhältnisse einen klaren Blick werfen kannst. Daß jene Trauung eine fingierte

war, habe ich dir bereits gesagt, denn wie könnte es mir auch nur im Traume einfallen, ein bürgerliches Mädchen aus den niedrigsten Ständen zu meiner Gattin zu erheben. Schon damals war alles auf diese Stunde vorbereitet, die, wie ich wußte, früher oder später kommen mußte.

Der Pastor ist todt, die beiden Zeugen waren von mir bezahlt, die Eintragung im Kirchenbuche ist vernichtet, dazu war mir der Küster behilflich, es blieb also nur noch der Trauschein übrig.“

„O mein Gott, also das war es,“ stöhnte Helene, „darum den Trauschein. O, es ist nicht möglich, es kann nicht möglich sein, so viel Berechnung — so mit kaltem Blute ein ganzes Lebensglück vernichten.“

„Gebrauche doch nicht so abgenützte Sentenzen, Helene,“ sagte Graf Horn achselzuckend, „ich hätte dich für vernünftiger gehalten. Dein Lebensglück ist keineswegs durch diese kleine Affaire zerstört, vielmehr ist dir dadurch die Bahn zum vollen Genuße geöffnet. Wärest du in deinen kleinen Verhältnissen geblieben, so wärest du vielleicht einmal eine recht achtbare Bürgerfrau geworden sein, aber was hättest du dadurch dem Leben abgewonnen? Ich werde dir ein recht an-

lich aufgeführtes Baugebäude handle. Schon der Widerspruch, welcher darin lag, daß Herr Onderka einmal der Feind der armen Bergleute sein soll, während er ein andermal eifrigst bestrebt gewesen sein soll, dem Spitalsfonde der Werksbrudervereinigung ein namhaftes Kapital zuzuführen, ließ die Absicht des Bürgermeisters zu deutlich erkennen, daß es selbst für den Unbetheiligten nicht schwer sein konnte, den verleumderischen Auslassungen Ehren-Treven's auf den Grund zu blicken. Doch waren wir überzeugt, daß der also Angegriffene die Anschuldigungen eines vor keinem Mittel persönlicher Verdächtigungen zurückschreckenden Gegners nicht auf sich ruhen lassen werde. Diese unsere Erwartung wurde denn auch durch eine von der Redaction des „Slovenski Narod“ in bereitwilligster Weise aufgenommene Berichtigung vollinhaltlich erfüllt. Wir entnehmen daraus, daß Herr Onderka für seine Dienstleistung als Sachverständiger bei Kommissionen der Gemeindevertretung keine Entschädigung verlangt und erklärt habe, daß für den Fall, als die Berechnung von Kommissionstagen nicht zu umgehen sei, die auf ihn entfallende Quote an die Gemeinde-Armen oder an arme Schulkinder zu vertheilen sei. Letzteres sei denn auch geschehen und die Veröffentlichung dieser Spende durch den Jahresbericht der Schuldirection ganz ohne sein-Vorwissen erfolgt. Was die Weinlieferung anbelangt, bei welcher nach Treven's hämischer Bemerkung der hl. Mikolo Herru Onderka eine Versicherung zukommen ließ, wird in der Berichtigung einfach constatirt, daß der Verdächtige mit dieser Weinlieferung gar nichts zu thun hatte. Das Gelungenste hat aber nach dem Wortlaute der in Rede stehenden Berichtigung Ehren-Treven mit seiner Fabel von den Erdaushebungen zum Schulhause geleistet. Herr Onderka weist nämlich nach, daß zur Zeit, in welcher der Schulbau stattfand, eine Ablagerung des Grundaushebungs-Materials auf dem Friedhofe schon deshalb nicht möglich war, weil nach dem Friedhofserweiterungsplane der Ansturz von Material erst dann erfolgen konnte, wenn das dortige, zur Aufnahme von Leichen nicht geeignete Terrain umgegraben und durchgeworfen war. Das war aber zur Zeit des Schulbaues, bei welchem übrigens Herr Onderka als Vertreter des Aeras auf die billigste Beseitigung des Schotter's bedacht sein mußte, noch gar nicht der Fall.

Betreffs der Spitalfrage wird die ganze zu einem Verbrechen an der Gemeinde Idria aufgebauete Angelegenheit dadurch in das richtige Licht gestellt, daß nach den Ausführungen der Berichtigung das Stiftungskapital für das zu Idria bestehende Spital bestimmt war. Obgleich

nun in Idria ein anderes Spital, als jenes der Brudervereinigung nicht bestanden hat und folglich dieses Institut als das einzig erberechtigte erschien, hat Herr Onderka nach seiner ausdrücklichen Erklärung als Mitglied des Gemeinderathes doch den Versuch gemacht, dahin zu wirken, daß dieses in Rede stehende Kapital nicht vom Bruderverein alleine, sondern von einem Ausschusse verwaltet werden solle, in welchem auch die Gemeinde-repräsentanz Sitz und Stimme besitz. Nicht uninteressant und für die besinnungslose Hast charakteristisch, mit welcher Herr Treven seine Anschuldigung zusammensuchte, ist ferner die Mittheilung, daß die von Herrn Onderka angeblich mit List und Gewalt zum Schaden Idria's durchgeführte Straßentheilung auf Grund des Gesetzes nach dem Steuergulden erfolgte, und daß diese Vertheilung, ungeachtet eines Protestes des Gemeindeamtes Idria, von dem früheren nationalen Landesauschusse bestätigt wurde. Gegenüber den Anschuldigungen, daß Herr Onderka die Beseitigung der nationalen Beamten Ambroz und Dr. Jenko betrieben habe, berichtigt der Angeeschuldigte dahin, daß die Versetzung des ersteren auf administrativem Wege ohne sein Zutun erfolgt sei, und daß Herr Jenko, „der Liebling der Idrianer“, infolge einer Disciplinaruntersuchung wegen Dienstesvergehen dem Kreise seiner nationalen Genossen entrückt wurde! — —

Besser und schlagender, als durch diese objektive Darstellung des Sachverhaltes konnte wol kaum das schamlose Treiben einer kleinen Coterie bloßgelegt werden, welcher jeder verfassungstreue Beamte ein Dorn im Auge ist. Hat denn, so fragen wir, der Beamte nicht das Recht, eine eigene politische Ueberzeugung zu haben und ihr auch bei jeder Gelegenheit des constitutionellen Staatslebens Ausdruck zu geben? Ist es uns jemals eingefallen, jene Beamten zu verdächtigen, welche bei den letzten Wahlen auf die Seite unserer politischen Gegner gebracht wurden? Und doch hätten wir alle Ursache gehabt, uns unter Nennung von Namen darüber zu beschweren, daß die von der Regierung anbefohlene Unparteilichkeit der Beamten von einzelnen Mitgliedern des Beamtenstandes ganz ungenügend außeracht gelassen wurde! Glaubt man ferner, daß durch eine solche Gepflogenheit, auch solche Beamte wegen ihrer politischen Stellung zu beschimpfen, welche sich bisher immer als rege Förderer des Gemeinwohl's erwiesen hatten, den Gemeinden als solchen einen Dienst zu thun? Wir überlassen die Beantwortung dieser Fragen unseren Lesern, deren Bestimmung wir sicher zu sein hoffen, wenn wir, nicht Gleiches mit Gleichem vergeltend, unseren

politischen Gegnern bloß dort auf das Gebiet persönlicher Angriffe folgen, wo es sich um die Abwehr ungerechter Angriffe handelt.

Politische Tagesgeschichte.

Der „Politik“ zufolge weisen derzeit notable Parteiführer aus Böhmen und Mähren in Wien, welche mit dem Minister des Innern über die bewußten „Garantien“ verhandeln. Nach den Mittheilungen des erwähnten altzechen-Organ's sind die Zechen entschlossen, in der Garantiefrage klein beizugeben. Denn die eben jetzt fließenden Verhandlungen sollen sich vorwiegend um ein Ueber-einkommen drehen, „durch welches dem Grafen Taaffe für jetzt nicht mehr zugemuthet wird, als was er unter den obwaltenden Umständen zugestehen kann, ohne seine Position in einer Weise zu compromittieren, welche gerade der böhmischen Sache einen empfindlichen Schaden zufügen würde.“ Die Zechen wären somit nicht abgeneigt, sich für den Augenblick mit einer bescheidenen Abschlagszahlung zu begnügen, nur um einen ihrer Sache so gewogenen Protector, wie den Grafen Taaffe, im Amte zu erhalten. Dagegen wäre Graf Taaffe, einer Andeutung des genannten Blattes zufolge, gewillt, den im altzechenischen Lager so grimmig gehaßten Dr. Klauby zur Resignation auf die Stelle des Oberstlandmarschall-Stellvertreters zu bewegen.

Die deutschen Blätter, liberale wie clerikale, dementieren die Nachricht, daß Cardinal Ledochowski und andere Bischöfe bereits um die Erlaubnis zur Rückkehr angefleht hätten; über den von uns bereits besprochenen Präliminarvertrag, der vom „Wolf'schen Bureau“ unterdrückt worden ist, beobachten sie dagegen vollständiges Schweigen. Es scheint demnach, daß man sowohl im clerikalen als im liberalen Lager der Wichtigkeit des Veröhnungsactes zu sehr bewußt ist, als daß man über denselben vor Eintreffen verbürgter detaillirter Nachrichten ein Urtheil abgeben möchte.

Die vorgestern stattgehabte Enthüllung des Thiers-Denkmal's zu Nancy hat sich bei ungemein zahlreicher Betheiligung seitens der Bevölkerung zu einer imposanten nationalen Kundgebung gestaltet. Jules Simon, welcher die Gedenkrede auf den großen Staatsmann hielt, ließ zwar die Gelegenheit zu feinen Pointen auf die heutige Lage u. d. seine specielle Stellung zur republikanischen Partei in der Unterrichtsfrage nicht vorübergehen, indem er betonte, Thiers habe, seiner Ueberzeugung folgend, im gegebenen Moment der Popularität zu entsagen ge-

ständigem Jahrgeld aussetzen, und du wirst ein beglücktes Leben führen, es werden dir „für deine Verhältnisse“ noch glänzende Partien angeboten werden. Warum zwingst du mich durch deinen Eigensinn, so viel unnütze Worte zu machen?“

„Gott sei Dank, daß ich weiß, was ich von Ihnen zu erwarten habe,“ sagte Helene, tief aufathmend, „es ist doch ein großes Glück, daß ich eine Ahnung ihres Schurkenstreiches hatte und den Trauschein, der mein armes Kind vor Verachtung der Welt bewahren wird, in sichere Hände legte.“

„Ist der Trauschein so sicher aufbewahrt?“ fragte Graf Horn höhniisch. „Bist du wol deiner Sache nicht zu gewiß?“

Helene sah ihn entsetzt an. Sie griff sich mit der Hand nach der Stirn, ob denn nicht alles ein wüster Traum sei, sie hätte aufschreien mögen in der Todesangst ihres Herzens, und doch war es ihr, als läge ein Alp auf ihrer Brust und sie könne keinen Laut von sich geben.

„Du glaubtest den Trauschein in den Händen deiner Tante sicher aufgehoben“, fuhr Graf Horn, unerbittlich jedes Wort scharf betonend, fort, „du hast aber nicht auf die Geschwägigkeit einer alten

Frau gerechnet. Die verborgenen Schubfächer des alten Schrankes mit den zahllosen Engelsköpfen —“

„Allmächtiger Gott, halt ein“, murmelte Helene, schwer in den Sessel zurücksinkend, „laß mich nicht an deiner Gerechtigkeit zweifeln, indem du diesem Elenden den Sieg über die Unschuld gibst.“

„Du würdest dich vortreflich zu einer tragischen Liebhaberin eignen“, sagte Graf Horn kalt. „Ich hoffe, daß du es jetzt aber genug sein lassen wirst und dich vernünftig in das Unabänderliche fügst. Von unserer Trauung existirt kein Zeugnis mehr, davon bist du jetzt wol überzeugt, und es handelt sich nur darum, ob du deinen Vortheil zu benützen verstehst. Wir können uns ganz in Güte trennen, ich biete dir —“

„Kein Wort mehr“, rief Helene, mit flammenden Augen wie eine gereizte Löwin aufspringend. „Jetzt ist's genug, Elender, und wenn es wahr ist, wenn du wirklich alle Beweise unserer Verheirathung vernichtet hast, so will ich es aller Welt verkünden, welch' ein Schurke der bewunderte Graf Horn, der Günstling des Königs ist. Ich werde ihr zurufen, welcher Mittel er sich bediente,

ein armes Mädchen aller Dinge zu berauben, worauf es seinen Stolz setzen kann —“

„Damit man dich als eine Wahnsinnige einsperrt“, unterbrach Graf Horn kalt ihren leidenschaftlichen Gefühlsausbruch. „In der materiellen Welt gelten nur Beweise, und ich möchte doch wissen, wem man mehr Glauben schenken wird — dem Grafen Horn oder Helene Streitmann.“

„Wahr, wahr“, murmelte die Unglückliche, ihr Gesicht in beide Hände bergend. „Wahr, wahr, wer wird mir glauben, wer? O mein armes, unglückliches Kind.“

Sie stürzte an die Wiege und riß das schlafende Kind so ungestüm heraus, daß es laut zu weinen anfang.

„Du, du sollst dafür leiden — du wirst ein verachtetes, elendes Geschöpf sein. Deine lieben Augen werden sich vor deinen Mitmenschen zu Boden senken. O mein Gott, gibt es denn kein Erbarmen?“

Und sie preßte das Kind fest an ihre Brust. Im nächsten Augenblick stürzte sie damit zur Thür hinaus. „Du lügst“, schrie sie noch mit gellender Stimme, „wir werden sehen, ob es keine Gerechtigkeit gibt.“

wußt und seiner eigenen Partei die Spitze geboten. Doch waren die Anspielungen zu zart, als daß sie zu Demonstrationen für oder gegen den Redner Anlaß geben konnten. Dafür waren die antirepublikanischen Parteien taktlos genug, Proteste gegen das nationale Fest mit dem Hinweise darauf zu veröffentlichen, daß Metz und Straßburg noch in fremden Händen seien.

Zu der am 31. Juli in Anwesenheit des Unterrichtsministers abgehaltenen Sitzung des Senatsausschusses für die Ferry'schen Gesetzentwürfe ist der bekanntlich von Jules Simon bekämpfte Artikel 7 betreffs Ausschließung der nicht concessionierten religiösen Genossenschaften vom Jugendunterrichte abgelehnt worden. Jules Simon ist zum Berichterstatter ernannt durch 5 Stimmen gegen 4, welche für Vertausch lauteten. Im Eifer der Debatte hatte Jules Simon beide Ferry'schen Vorlagen als schmachvoll (honteux) bezeichnet; als die vier Mitglieder des Ausschusses, welche demselben günstig sind, energisch gegen den Ausdruck protestierten, erklärte er, daß er „douloureux“ sagen wollte. Schließlich wurde die Vorlage im ganzen von 6 Stimmen abgelehnt; Jules Simon und Boissins Lavernière stimmten dafür, Buffet schwieg. Pelletan, Foucher de Careil und Schölicher waren für die Ablehnung des Ganzen, weil der Artikel 7 gestrichen war. Sie wollen das Gesetz nur in seiner Gänze angenommen und durchgeführt wissen. Der französische Senat hat das Gesetz über die Errichtung von Normalschulen angenommen. Im Verlaufe der sehr lebhaften Debatte, in deren Verlauf die meisten Senatoren der regierungsfeindlichen Rechte demonstrativ den Saal verließen, nahm Ferry die Gelegenheit wahr, die Anschuldigung zu widerlegen, daß er die Religion bekämpfe und Gott aus den Schulen entfernen möchte. Es sei nicht ein religiöser, sondern ein politischer Feldzug, den man gegen ihn führe.

Für die derzeitige Stellung Englands zu Deutschland ist ein Artikel der „Times“ charakteristisch, in welchem erklärt wird, daß man das Zustandekommen des Berliner Vertrages in großem Maße dem festen und verständigen Einflusse des Fürsten Bismarck zu verdanken habe. Es sei bemerkenswerth, daß, so enge auch in den letzten fünfzig Jahren die Beziehungen zwischen Rußland und Preußen gewesen, sobald es sich um einen Streitfall zwischen den Westmächten und Rußland im Orient handelte, Deutschland unter dem Einflusse des Fürsten Bismarck sich schließlich stets zugunsten des Westens entschieden habe. Diese That-

sache sei überaus ermutigend in betreff des zukünftigen Verlaufes der Orientfrage; sie biete die beste Garantie, daß auch unter den ungünstigsten Verhältnissen der Einfluß des Westens auf die orientalischen Angelegenheiten nicht wieder mißachtet werden und daß der Berliner Vertrag eine permanente Basis für die zukünftige Entwicklung der europäischen wie der asiatischen Türkei bilden werde. Dieses anerkennende Urtheil für die Haltung Deutschlands in der Orientfrage ist um so bemerkenswerth, als die „Times“ noch vor kurzem nicht den geringsten Anstand nahmen, über die innere Politik des Fürsten Bismarck den Stab zu brechen.

Die Räumung Bulgariens ist von den Russen vertragsgemäß vollzogen worden; die letzten russischen Transporte sind ehevorgestern abgegangen. Der Berliner Friede ist also in einem seiner wichtigsten Punkte, der am meisten zu Besorgnissen Anlaß gab, ausgeführt. Es mindert freilich die Befriedigung über dieses Ereignis, daß Fürst Alexander noch unmittelbar vor dem Abgang seiner Besatzungen den Belagerungszustand über die Bezirke von Varna, Elena und Tirnowo verhängen mußte, ein hinlänglicher Beweis, daß zur Pacification des Landes noch vieles fehlt. Der Ukas ist vom 22. v. Mts. datiert, vom Kriegsminister gegengezeichnet und durch die Thatfache begründet, daß in den letzten vierzehn Tagen bewaffnete Räuberbanden aufgetreten seien und thatsächlich kleinere Zusammenstöße mit der Miliz stattgefunden haben, wobei es Todte und Verwundete gab. Erwähnt ist nicht, ob die Banden ausschließlich aus Türken bestanden. Das bulgarische Kabinett erklärte, die Maßregel sei nur vorbeugender Natur, leugnet deren politische Bedeutung und behauptet, es seien sowohl Türken wie Bulgaren geplündert worden.

Vermischtes.

— Mädchenhandel. Der Wiener Polizeidirection kam diesertage die vertrauliche Mittheilung zu, daß die 36jährige Branntweinerschleiferin Wilhelmine Paulus aus Nürnberg wiederholt nach Wien komme, um hier junge Mädchen unter glänzenden Versprechungen für Bordelle nach Süddeutschland anzuwerben. Die Gelegenheitsmacherin wurde auf dem Nordbahnhofe in dem Augenblicke von Detectives festgenommen, als sie mit vier Mädchen, von denen drei im einundzwanzigsten und eines im zwanzigsten Lebensjahre stehen, die Reise nach Nürnberg antreten wollte. Sowol die Paulus als auch ihre Begleiterinnen wurden für verhaftet erklärt und zur weiteren Amtshandlung der Polizei übergeben.

Fort flog sie wie von Furien getrieben, die Treppe hinab.

Vergebens waren die Bemühungen des Grafen, sie einzuholen, eher hätte er mit einem flüchtigen Reh um die Wette laufen können, als mit Helene.

„Verteufelt!“ murmelte er, heftig mit dem Fuße stampfend, „wenn ich das vorausgesehen hätte. Das kann mir theuer zu stehen kommen. Wenn sie den Trauschein fände?! Das Weib ist wahnsinnig! Ich hätte vorsichtiger sein sollen — was daraus werden mag?“

Mittlerweile flog Helene mehr als sie ging auf dem Wege zur Stadt dahin. Nur wenige Leute begegneten ihr, aber sie beachtete es nicht, daß dieselben kopfschüttelnd stehen blieben und ihr verwundert nachsahen. Sie hatte nur ein Ziel vor Augen, das Haus ihrer Tante zu erreichen.

Endlich stand sie vor der Thür. Dicke Schweißtropfen tropften von ihrer Stirn und kaum besaß sie so viel Kraft, die Thür zu öffnen. Eine fremde Frau trat ihr entgegen.

„Seien Sie so gut und führen mich zu Frau Liesing“, sagte Helene, sich ermattet gegen die Mauer lehrend.

„Frau Liesing? Ach, du lieber Gott, die ist schon seit einer Woche begraben“, war die Antwort.

Helene sah die Frau an.

„Also todt — todt — nun sie war alt“, sagte sie gleichgiltig, „alle Menschen müssen sterben, ob etwas früher oder später, das schadet wol nicht, meinen Sie nicht auch?“

Der Frau wurde unheimlich bei der sonderbaren Weise der Fremden.

„Das ist allerdings wahr“, gab sie zur Antwort. „Aber womit kann ich dienen?“

„Sie?“ fragte Helene. „Ich glaube nicht, daß Sie mir helfen können. Oder doch wol — können Sie mich nicht einmal in die Wohnung der Verstorbenen hinaufführen? Bitte, thun Sie es“, fuhr sie flehend fort, „Sie wissen nicht, wie viel Gutes Sie stiften können; o bitte, führen Sie mich nur auf eine einzige Minute hinauf.“

„Das darf ich nicht“, entgegnete die Frau ängstlich vor Helene zurücktretend. „Das darf ich nicht. Mein Mann und ich sind hier zur Bewachung der Sachen eingesetzt, bis die rechtmäßige Erbin, die Nichte der alten Dame, wiederkommt.“

„Dann führen Sie mich getrost hinauf, ich — ich bin Helene Streitmann, die Nichte der Verstorbenen“, sagte Helene.

(Fortsetzung folgt.)

— Arktische Expedition. Die projectirte arktische Expedition zur Entdeckung des Nordpols wird wahrscheinlich im Frühling nächsten Jahres von England abgehen. Den Bemühungen des Kommandanten Cheyne ist es gelungen, ein Londoner arktisches Hauptcomité zu bilden, dem 29 Zweigcomités im ganzen Lande untergeordnet sind. Die englische Expedition wird mit den von Schweden, Holland, Amerika, Oesterreich und Dänemark ausgesendeten Expeditionen cooperieren.

— Ein Polizeioberst als Räuber. Der gewesene Odeßauer Polizeimeister, Oberst Antonoff, erzählt in der Petersburger „Molwa“ vom 26. v. Mts. folgende Geschichte: „Während seiner Dienstzeit vor zwei Jahren verkleidete eines Abends der Odeßauer Polizei-Oberst Heinisch vier Arrestanten als Polizisten, gab einem derselben Fußfesseln und ging mit allen vier Pseudopolizisten nachts zum Tabakfabrikanten Petroff in der Dewibassowstajagasse. Hier angekommen, weckte Heinisch den Fabrikanten und forderte denselben auf, ihm, Heinisch, all sein Papiergeld zu zeigen, da die Polizei erfahren habe, daß Petroff falsche Staatsnoten fabriziere. Der Fabrikant und dessen Frau bethuerten hoch und theuer, daß sie nie Staatsnoten gefälscht oder solche nur angenommen hätten. Das alles half aber nichts, und Petroff mußte schließlich der Forderung des Polizei-Obersten, welcher den Fabrikanten in Ketten zu legen und einzusperren drohte, nachgeben. Der Fabrikant legte Heinisch 2000 Rubel Kreditnoten vor, der Polizei-Oberst besichtigte flüchtig das Geld und schob dasselbe dann in seine Tasche. Nun ging Heinisch mit den „Polizisten“ hinaus und theilte noch auf der Gasse das erpreßte Geld unter sich und die vier Arrestanten. Drei Stunden später wurde Heinisch angezeigt und von mir verhaftet. Die ganze Angelegenheit wurde dem Strafgerichte übergeben, welches Heinisch des Verbrechens des Raubes beschuldigte. Einige Tage darauf wird aber plötzlich Heinisch aus der Haft entlassen und nur seines Amtes verlustig erklärt. Auf meine Einwendung und Vorstellung sah sich der Procureur einige Monate später genöthigt, die Anklage gegen Heinisch zu erneuern, dieser war aber bereits über alle Berge.“

— Einen rührenden Beweis von Gatten- und Elternliebe hat ein Storchpaar in dem Dorfe Löwenberg bei Trebbin (Regb. Potsdam) gegeben. Am Samstag entlud sich über dem Dorfe ein Gewitter; ein Blitz schlug in eine Scheune ein, zündete, und es brannten vier Gehöfte nieder. Auf einer Scheune der eingäscherten Grundstücke war ein Storchnest, in welchem seit mehreren Tagen sich Junge befanden. Die Flammen kamen der Heimstätte des Storchpaares, das mit bedenklicher Miene die gefährliche Lage beobachtete, immer näher. Plötzlich erfaßte die Storchmutter eines ihrer Jungen mit dem Schnabel, erhob sich mit demselben von ihrem Neste und trug es auf eine beim Dorfe befindliche Wiese, wohin auch bald der Storchvater folgte. Während dieser bei dem geretteten Sprößling nun Wache hielt, kehrte die opfermuthige Mutter nach dem Neste zurück. Aengstlich klappernd umkreiste sie das Nest, jedoch ehe sie dasselbe erreichte, fiel das seiner Rettung harrende, von der Hitze ängstlich gewordene Junge aus dem Nest in die zum Theil bereits brennende Scheune. Jetzt war kein Besinnen mehr; von der Mutterliebe getrieben, flog die Storchin sofort, trotz Rauch und Flammen, nach und kehrte bald, das geliebte Junge im Schnabel haltend, anscheinend unversehrt zurück. Am anderen Tage fiel plötzlich auf dem Marktplatz in Trebbin ein Storch nieder, der sich nicht auf den Beinen erhalten konnte. Der Polizeidiener nahm sich des armen Patienten an und trug ihn in seine im Rathhause belegene Dienstwohnung, wo sich bald herausstellte, daß es die Storchin war, welche sich bei dem Rettungswerk ihres zweiten Jungen beide Beine verbrannt hatte. Auf ärztlichen Rath werden dem heldenmüthigen Thiere jetzt um die Beine Beinlämschläge gemacht, die es sich ganz ruhig gefallen

